

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 16 (1926)
Heft: 44

Artikel: Gottlieb Stämpfli, der obrigkeitliche Buchdrucker und seine Nachfahren
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646935>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gottlieb Stämpfli, der obrigkeitliche Buchdrucker und seine Nachfahren.

Diese Zeilen hätten eigentlich schon vor zwei Jahren geschrieben werden sollen. 1924 waren es nämlich 125 Jahre



Initialen aus dem „Inventarium der Obrigkeitlichen Buchdruckerei, Bern 1799“.



Vignetten aus dem „Inventarium der Obrigkeitlichen Buchdruckerei, Bern 1799“.

her, daß der Bürger Gottlieb Stämpfli zum obrigkeitlichen Drucker der Republik Bern gewählt wurde. Wir bedauern es aber nicht, uns damals zu keinem Festartikel aufgeschwungen zu haben. Gottlieb Stämpfli und seine Nachfahren sind auch ohne Feststimmung einer Würdigung wert. Den erwünschten Anlaß dazu gibt uns ein Buch, das inzwischen erschienen ist und den Titel trägt: Die Buchdruckerei Stämpfli in Bern 1799—1924 (Druckschrift zum 125. Bestehen des Hauses, von Hans Bloesch, Bern, Verlag von Stämpfli & Co.).

Die Leiter der Buchdruckerei und des Verlages Stämpfli & Co. waren gut beraten, Dr. Hans Bloesch als ihren Geschichtsschreiber zu erwählen. Als zuverlässiger Kenner bernischer Geschichte und Kultur bot er von vorneherein Gewähr für eine gediegene Arbeit. Nachdem das Buch jetzt vorliegt, kann gesagt werden, daß die Erwartungen sogar übertroffen worden sind. Dr. Bloesch hat



Gottlieb Stämpfli 1770—1807.

es verstanden, die eigentliche Familiengeschichte in einen lichtvollen Zusammenhang mit den allgemein bernischen Ge-

schneissen seit der Zeit des Uebergangs, zu bringen. Die umwälzenden Ereignisse Ende des 18. Jahrhunderts, dann der dreißiger und siebenundvierziger Jahre spiegeln sich deutlich in der Geschichte der Stämpflischen Buchdruckerei wider. So bietet das Buch von Dr. Bloesch weit mehr als die Geschichte einer Familie.

Seine flüssig geführte Feder macht die Lektüre des Buches zum Genusse. In der knapp gefaßten Vorgeschichte schildert Dr. Bloesch die Anfänge und die spätem Schicksale der Buchdruckerkunst in Bern bis zur Ernennung Gottlieb Stämpflis als obrigkeitlicher Drucker im Jahre 1799.

1799: Die Niederschrift dieser Jahrzahl ruft die schweren Nöte der damaligen Zeit lebhaft vor Augen. Just in diesem Jahr hat sich der damals 29jährige Gottlieb Stämpfli um das Amt eines obrigkeitlichen Druckers beworben, das ehemals seinen Inhabern ein gesichertes Einkommen brachte, nach den politischen Umwälzungen aber eine höchst fragwürdige Zukunft hatte. Das Vertrauen auf seine sachmännische Tüchtigkeit mag ihn bestimmt haben, sich bei der bernischen Verwaltungskammer um die Stelle des obrigkeitlichen Druckers zu bewerben. Der Wortlaut dieses Schreibens, das den ersten Baustein zum heute 127jährigen Bau bildet, ist in der Festschrift wörtlich abgedruckt. Daß die Zeit der gnädigen Herren vorbei war, erkennen wir schon an der Einleitung zu diesem Schreiben. „Frenheit — Gleichheit“ hebt es an, mit republikanischem Gruß an die Bürger Administratoren schließt es.

Sein Gesuch hatte Erfolg. Mit der Wahl zum Inhaber der obrigkeitlichen Buchdruckerei verpflichtete sich Gottlieb Stämpfli, alle von der Verwaltungskammer und den von ihr abhängenden Tribunalen erhaltende Arbeiten mit Hintansetzung seiner eigenen Geschäfte, zum Druck zu befördern und zwar nach Vorschrift des von der vorigen Regierung unterm 4. Mai 1789 gemachten Tarifs. Die Verwaltungskammer stellte ihm das Lokal der obrigkeitlichen Druckerei an der Postgasse neben der Staatskanzlei für billiges Geld zur Verfügung und sicherte ihm eine bedeutende Zahl von Aufträgen, vor allem sämtliche Schulbücher und Kirchenbücher, zu. Das Druckerei-Inventar hatte Stämpfli selber zu stellen. Er erwarb es käuflich von seinem Amtsvorgänger Brunner um den Preis von rund 50,000 heutigen Franken. Drei Pressen und schönes Letternmaterial machten seinen Hauptinhalt aus. Trotz der verwickelten politischen Zustände durfte Stämpfli dem 1. Januar 1800 vertrauensvoll entgegensehen.



Frau Marie Albertine Stämpfli geb. Ernst, geb. 1784, gest. 1836.

Es galt aber, sich tüchtig zu rühren. Joh. Sam. Gruner, der vom Direktorium der ein- und unteilbaren Republik

ernannte Nationalbuchdrucker, war bereits nach Bern übergesiedelt, als gefährlicher Konkurrent der schon bestehenden vier alleingefessenen Buchdruckereien. Stämpfli wußte sich von Anfang an in seiner Stellung zu behaupten. Durch Beschluß der Verwaltungskommission vom 19. April 1802 wurde er im Hinblick auf die „fleißige und schnelle Ausfertigung der Arbeiten“ bis zum Jahre 1810 in seiner Stellung als obrigkeitlicher Buchdrucker bestätigt. In der Festschrift sind prächtige Proben seiner Druckerkunst wiedergegeben. Jedes Druckerzeugnis, das seine Offizin verließ, ist in seiner Art ein Kunstwerk.

Durch die mannigfaltigen und zahlreichen Druckaufträge fühlte sich Stämpfli in seiner Stellung soweit gesichert, daß er es wagen durfte, einen eigenen Hausstand zu gründen. 1801 verheiratete er sich mit der damals kaum 17 Jahre alten Marie Albertine Ernst. Der Ehe entsprossen zwei Kinder, eine Tochter Albertine und ein Sohn Carl Samuel, der 1806 zur Welt kam. Das Glück war aber von kurzer Dauer. Schon im Jahre darauf starb Gottlieb Stämpfli, seiner 23jährigen Frau die Sorge für das Geschäft und die Kinder hinterlassend. Bewunderung erfüllt uns, wenn wir lesen, daß die junge Witwe die schwere Last, die Druckerlei auf eigene Rechnung weiterzuführen, auf sich nahm.

Von 1808 an lesen wir auf den in ihrer Offizin erstellten Drucksachen: „Gedruckt bei Frau Wittib Stämpfli.“ Trotz den Anstrengungen Hallers, die obrigkeitliche Buchdruckerei an sich zu ziehen, gelang es ihr, die Uebertragung des Vertrages auf ihren Namen und später sogar noch eine Verlängerung um drei Jahre zu erwirken. Sie wußte auch den „Sinkenden Bott“ an ihre Firma zu knüpfen, der 1927 im 200. Jahrgang erscheint, wovon die letzten 113 Jahrgänge aus der Stämpfli'schen Buchdruckerei hervorgegangen sind.

Als 1814 der Termin für Nacht der obrigkeitlichen Druckerei ablief, machte Haller erneute Anstrengungen, sich in den Besitz dieser privilegierten Stellung zu bringen. Dies gelang ihm, aber er mußte als Gegenleistung der Witwe Stämpfli seine Kalenderprivilegien abtreten. Die Gründe dieses „Tausches“ kennen wir nicht. Die Folgezeit hat jedenfalls gezeigt, daß er beiden Teilen zum besten ausgeschlagen hat. Haller hat — lesen wir weiter bei Dr. Bloesch — als obrigkeitlicher Drucker von 1814 bis 1831 eine außerordentlich fruchtbare Tätigkeit entwickelt und später durch den Druck des Intelligenzblattes sein Geschäft emporgebracht. Die Stämpfli'sche Buchdruckerei aber hat ihr Kalenderprivileg auch nach der Aufhebung aller Privilegien (1830) bis in die Gegenwart, im besondern den „Sinkenden



Citelblatt des ersten von der Firma Stämpfli gedruckten „Sinkenden Bott“.

Bott“, zu halten vermocht. Wie wenig oder eigentlich gar nicht sich das Titelblatt des ersten von der Firma Stämpfli gedruckten Kalenders von dem heutigen verändert hat, zeigt die Wiedergabe des „Sinkenden Bott“ auf das Jahr 1815.

Das Kalenderprivilegium, das sich auch auf die Herausgabe des Rosius-, des Schreib- und Wandkalenders bezog, war mit der Verpflichtung verknüpft, den Inhalt dem „verordneten Censor“ zu stellen. Die Kalender sollten ferner „sauber, korrekt und auf gutes Papier gedruckt“ werden.

Die Witwe Stämpfli verließ die Räume der obrigkeitlichen Druckerei, die von Haller bezogen wurden. Sie richtete sich einige Häuser stadtabwärts an der selben Postgasse Nr. 44 (heute Nr. 60) ein. In diesem Hause ist die Stämpfli'sche Buchdruckerei bis zum Jahre 1877 geblieben.

Trotzdem die staatlichen Aufträge nun wegfielen, wußte sich die junge Frau zu behaupten. „Groß ist die Zahl — schreibt Dr. Bloesch — der Bücher und Broschüren, die ihren Firmenaufdruck zeigen, und stets zeichnen sie sich durch guten Saß und Druck aus.“ 1820 hat sich Albertine Stämpfli-Ernst wieder verheiratet mit dem Konrektor des Gymnasiums, Samuel Rüetschi, der ihr neben seiner Schul-

tätigkeit offenbar auch in der Druckerei an die Hand ging und gewissermaßen als „Reichsverweser“ für den abwesenden Sohn die Offizin verwaltete. (Schluß folgt.)

Im Spätherbst des Lebens.

Skizze von J. Stoll. (Nachdruck verboten.)

Es war ein sonniger Herbsttag. Ein goldener Strahl glitt durchs Fenster und zitterte auf dem grauen Scheitel des alten Mädchens, das die verblühte Wange an den Fensterriegel gelehnt, trotzig hinaus sah.

„Fast lange auf dich warten lassen, Heinrich Brenner“, sagte sie bitter, und wandte ihm noch immer den Rücken.

Der alte Mann, der an der Türe stand, senkte den Kopf noch tiefer.

„Kannst immer noch nicht vergessen, Elisabeth?“ fragte er traurig.

„Ich... vergessen...?“ Sie lachte schrill und höhnisch auf. „Nein, nein, Heinrich Brenner“, rief sie erregt, „ich habe nicht vergessen“ — und sie dachte an die langen, grauen Jahre, ihr armseliges, freudloses Leben, das hinter ihr lag. Und er war schuld daran, der jetzt nach vierzig Jahren wieder vor ihr stand.

Er rechte etwas seine müde, schlottrige Gestalt. Die verbläuten, glanzlosen Augen glitten unsicher zu dem Mädchen am Fenster hin. Ein heißes Mitleid kam über den Mann. Hatte sie vielleicht noch mehr gelitten in ihrer Einsamkeit als er draußen im Sturme des Lebens?

„Elisabeth“, sagte er, und seine zitternde Stimme fiel zum Flüstern herab. „Ich habe so schwer gebüßt, glaub mir's; du weißt, ich fand kein Glück bei der andern — wir verstanden uns nicht — jetzt ist sie längst tot...“

Wie Lächeln huschte es einen Moment über ihr Gesicht — ja, ja, sie wußte es, es war ihr Trost, ein Lichtstrahl gewesen in ihren grauen Alltag, daß er sein Glück nicht gefunden...

„Laß die Vergangenheit ruhen“, fuhr er bittend fort, „es ändert heute nichts mehr. Sieh, Elisabeth, als ein Reuiger steh ich heute vor dir und zugleich als ein Bittender; ich möchte etwas Großes, Heiliges von dir...“

„Ich bin ein alter, gebrochener Mann, gebrochen an Leib und Seele. Du weißt, meine einzige Tochter ist tot, ihr Mann flüchtig, ein Ehrloser. Ich bin ruiniert — doch blieb mir etwas, der beiden Kind, ein liebes, süßes Enkelkind — mein Sonnenschein...“ Er schwieg. Die Erinnerung an das kleine Wesen hatte den Alten für Momente um Jahre verjüngt, seine Augen belebten sich, sein Leib ward straffer.

Sie stand noch immer abgewandt. Sie verstand und hörte nur das eine: Er hatte noch etwas, ihm gehörte noch etwas Liebes, Warmes... sie aber hatte nichts... Wie Reid troch's ihr ans Herz.

Eindringlich, leidenschaftlich fuhr er fort: „Das Kind hat keine Mutter mehr, keinen Vater, sein Großvater ist alt, müde, zum Sterben reif... ich kann das Kind nicht behalten — da hab' ich an dich gedacht, Elisabeth, weißt, ein wenig Sonnenschein gäb es vielleicht noch für uns beide — im Spätherbste unseres Lebens...“

Sein trübes Auge hing an ihr, ängstlich, flehend... Zum ersten Male wandte sich das alte Mädchen ihm zu. Abwehrend hielt sie ihm die Hände entgegen und rief:

„Heinrich, wir beide haben keine Gemeinschaft mehr.“

Seine Gestalt knickte wieder in sich zusammen. Sie betrachtete ihn zum ersten Male. Sie sah seine welken Züge, in denen so viel Leid geschrieben stand, sie sah die schlaffe, zusammengesunkene Gestalt — — — Und sie sah einen jungen, hoffnungsvollen Mann neben ihm. Es war vor vierzig Jahren. Da blaute eine Sommernacht. Sie hing an seinem Arme, liebestrunken, das Herz voll Glück, zum letzten Male; denn er nahm Abschied. Aber er würde wiederlehren zu seinem treuen Lieb — —

Sie wartete und wartete, geduldig, lange.

Er kam zurück und mit ihm sein junges, schönes Weib...

— Jetzt war's vorbei, vierzig Jahre sind eine lange Zeit.

Noch immer stand der alte Mann. Er atmete schwer; so bestimmt hatte er auf die Erfüllung seiner Bitte gehofft. Er trat an Elisabeth heran. „Lisbeth“, bat er weich, „Lisbethen, du habtest mich doch einst so lieb...“

Da lief ein Zucken durch ihren Leib, sie sank auf einen Stuhl, schlug die Hände vors Gesicht und weinte, weinte milde, veröhnende Tränen.

Erschüttert stand er. Er wußte, er hatte gewonnen. Voll heißer Dankbarkeit hätte er vor ihr niederknien mögen, vor ihr, der er alles genommen: Liebe, Jugend, Hoffnung. Elisabeth stand auf. Sie reichte dem Manne die Hand und sagte:

„Heinrich, dein Enkelkind soll eine Mutter haben.“

Er wollte sprechen, ihr danken, aber alle Worte schienen ihm zu gering.

So ging er.

Draußen verglomm der letzte Sonnenstrahl. — —

Ein Herbststurm fegte über das Land. Die letzten Blätter brach er von den Bäumen. Einige Ästern und Rosen hingen verbläut an ihren Stengeln.

* * *

Elisabeth saß an einem Kinderbettchen. Sie sah dieses Jahr nichts von dem trostlosen Bilde des Spätherbstes. In ihrem Herzen glomm ein Flämmchen, das größer und größer wurde und ihr ganzes Sein erwärmte. Sie hatte die Hände gefaltet und sah auf das Kind nieder, das mit geröteten Wangen in den weißen Rissen ruhte.

Sie beugte den Kopf tiefer und tiefer und ihre Lippen drückten einen innigen Kuß auf das rosige Gesichtlein. „Du, mein liebes, süßes Kind“, flüsterte sie zärtlich. Und als sie die Augen hob, da lag ein großes, wenn auch spätes Glück darin.

Cimitero degli Allori bei Florenz.

Ein Oktobermorgen auf dem protestantischen Friedhof von Florenz! Tiefe Stille herrscht hier draußen in dem Tal der Toten. Wie von weither nur dringt hie und da ein Ton der Welt herein; von einem Auto oder Tram, das vorüber gegen die Certosa hastet.

Zypressen, düstre, ernste, hüten streng den ewigen Schlaf der Müden hier. Hoch und schlank wachsen sie hinein in die blaue Unendlichkeit des Himmels.

Ein Küstchen streichelt sanft die Trauerweiden. Leise, zärtlich singen ihre Zweige ein liebes, altes Schlummerlied.

Tiefe Glockentöne zittern durch die Luft, mischen mit dem blauen feinen Herbstdunst sich und weben so zusammen ein großes, seligbanges Heimweh: des Herbstes Gabe an das Menschenherz. —

Trunken vor Sonnenseligkeit — nach kalten Tagen — gaukeln Schmetterlinge leicht vorüber, im Vorübergehen zart und scheu die Blumen küssend. Mücklein tanzen in der Luft und freuen sich auch des warmen, frohen Lebens.

Blumen — flammenrote Begonien, weiße, rote Rosen, heimatische Geranien — leuchten Leben in die weiße, stille Gräberstadt. Dazwischen streut die blaue Vanille ihren feinen Duft. Efeu, immergrünes, du zeugst von Hoffnung, die nimmer stirbt. Und Lorbeer kündet von Arbeit und Wert und Ruhm der Selig-Schlafenden. —

Schrill tönt die Pfortnerglocke in den tiefen Frieden hier herein. Ist's Besuch, der einem Toten gilt? Von ferner Heimat her?

Da wird ein frisches Grab geschaufelt. Für einen, der Florenzens Herrlichkeit genießend, plötzlich abgerufen wurde? Für einen, der unter Italiens blauem Wunderhimmel Heilung suchte?

„Non omnis moriar.“ So steht auf Böcklins Ruhestatt. Zwei graue, ernste Sandsteinplatten decken ihn und seine Gattin. Kein grünes Reislein auf dem Grabe selbst.